

V Zwischen Projektion und Identifikation: Literarische „Israelinnen“

Nicht erst seit der Staatsgründung von 1948 steht die „Neue Hebräerin“ für eine selbstbewusste jüdische Weiblichkeit, die in diesem abschließenden Kapitel ergründet werden soll. Allerdings sind israelische Frauenfiguren in der deutschsprachigen Literatur rare Erscheinungen, zudem lassen popkulturelle und insbesondere triviale Publikationen eine besondere Affinität zu weiblich-israelischen Gestalten erkennen. Die Diskursüberlagerungen, die in diesen Weiblichkeitsentwürfen aufscheinen, vereinen die der Figur der schönen (jungen) Jüdin immanente Erotik und Exotik mit den vielfältigen Debatten um Israel, die seit 1948 und mit besonderer Vehemenz seit den „68ern“ in der deutschen Öffentlichkeit geführt werden. Diese Debatten und damit auch die so genannte Israelkritik, hinter der sich meist ein israelbezogener Antisemitismus verbirgt, bilden also fast zwangsläufig den Subtext. Diese Evokationen sind möglicherweise ein Grund, Israel als mögliches (fiktives) Herkunftsland weitgehend zu meiden und jüdischen Frauengestalten russische, osteuropäische oder – wie bspw. in Bernhard Schlinks *Beschneidung*¹ – auch amerikanische Wurzeln zuzuschreiben.

Seit den 1990er Jahren hat sich nun eine Entwicklung vollzogen, die durch eine neue Präsenz jüdischen Lebens in Deutschland ausgelöst wurde: Der Zuzug der so genannten Kontingentflüchtlinge aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion hat auch in der Literatur Spuren hinterlassen: Es sind innovative Zugänge mit weiblich-jüdischen (Selbst-)Entwürfen entstanden, die in einem spannungsvollen Wechselverhältnis mit öffentlichen Diskursen stehen. In dieser deutschsprachigen jüdischen Gegenwartsliteratur ist Israel als Topos omnipräsent und meist mit der Suche nach Zugehörigkeit und Verortung verbunden: „Das Land steht für eine Reihe widersprüchlicher Emotionen und Wahrnehmungen wie Heimatgefühl und Verletzung, Ganzheit und Ambivalenz.“² Im Folgenden sollen diese literarischen Entwicklungen anhand aktueller israelischer Frauenfiguren in der deutschen Literatur verdeutlicht werden, da sich in ihnen einerseits alte und neue Zuschreibungen „des Jüdischen“ spiegeln, sie aber andererseits im Rahmen der Selbstentwürfe ein Potential entfalten, das sich tradierten Kategorisierungen hinsichtlich kultureller, religiöser und geschlechtlicher Zuschreibungen entzieht.

1 Vgl. dazu Kapitel IV der vorliegenden Untersuchung.

2 Luisa Banki/Caspar Battegay: Sieben Thesen zur deutschsprachigen jüdischen Gegenwartsliteratur. In: Jalta: Positionen zur jüdischen Gegenwart. Sonderausgabe 8: Zwischen Literarizität und Programmatik – Jüdische Literaturen der Gegenwart (2019), S. 41–47, hier S. 45.

1 „Kleine Palästinenserinnen“ und „Neue Hebräerinnen“

In der Literatur vor 1933/45 finden sich vereinzelt „Hebräerinnen“, und in den wenigen vorliegenden Text- und Bildzeugnissen des frühen 20. Jahrhunderts ist eine Faszination zu erkennen, die sich in besonderer Weise auf die Sabra, einer in Palästina/Israel geborenen und aufgewachsenen Jüdin, erstreckt.³ Im Vordergrund steht dabei meist die (zionistisch-männliche) Bewunderung jüdischer und insbesondere jüdisch-weiblicher Authentizität,

ein[es] jüdische[n] Selbstbewusstsein[s], das auf Mimikry in keiner Weise mehr angewiesen war, das die Zwänge der Assimilation nur noch aus dem Geschichtsunterricht kannte und das den alten Kontinent nicht in wehmütiger Erinnerung, sondern mit gleichsam touristischer Neugier betrachtete⁴.

Zionistinnen träumten vor diesem Hintergrund von einem eigenständigen und freien Leben, das sich in der Realität meist als wesentlich weniger emanzipatorisch erwies als erhofft,⁵ dennoch war gerade für die bereits in Palästina geborenen Frauen zumindest eine formale Gleichberechtigung von Mann und Frau selbstverständlich – und das zu einer Zeit als Frauen in Europa noch um ihr Wahlrecht kämpfen mussten. Mit den zionistischen Pionierinnen und den ersten Sabras war also die Vorstellung von einer ebenso (weiblich-)selbstbewussten wie authentischen Jüdin verbunden und das daraus entstehende *image* entfaltete eine starke Anziehungskraft, für die die folgende – reale – Begebenheit exemplarisch ist: 1921 kam Puah Ben-Tovim nach Prag, und ihre Anwesenheit versetzte die örtliche jüdische Gemeinde in Aufregung; ihre guten Deutschkenntnisse hatten sie mit Hugo Bergmann, Leiter der Universitätsbibliothek in Jerusalem und gebürtiger Prager, in Kontakt gebracht, der ihr für das Mathematikstudium seine alte Heimatstadt empfahl und sie bei seiner Mutter unterbrachte.⁶ Max Brod und seine

³ Vgl. dazu auch die Ausführungen zu E.M. Lilien in Kapitel II der vorliegenden Untersuchung.

⁴ Reiner Stach: Kafka. Die Jahre der Erkenntnis. Frankfurt a.M. 2014, S. 531.

⁵ Der Traum von der Gleichberechtigung wurde zwar ansatzweise, aber nicht in letzter Konsequenz verwirklicht: „Die Träume der Frauen, die sich allein oder ihren Brüdern und Genossen nachfolgend ins Land der Vorväter aufgemacht hatten, um eine Utopie zu realisieren, um Freiheit und Gleichberechtigung zu suchen, wurde im Alltag oft genug zunichte gemacht. Nicht nur – aber auch – weil die Träume der harten Wirklichkeit des Steinesammelns, der arabischen Überfälle und des heißen Klimas nicht standhielten.“ (Viktoria Pollmann: Kibbuz – Kinder – Krieg. Frauen in Israel. In: Tribüne 186 [2008], S. 180–190, hier S. 180; vgl. auch Margalit Shilo: Die Neue Hebräerin. In: Jüdischer Almanach: Frauen. Hrsg. von Gisela Dachs. Frankfurt a.M. 2006, S. 94–102.) Vgl. auch Kapitel II der vorliegenden Untersuchung.

⁶ Vgl. Stach, Kafka, S. 530–537.

Freunde suchten die Bekanntschaft der jungen Frau, wobei nicht zuletzt ihr muttersprachliches „modernes und reines“⁷ Hebräisch faszinierte, das sie als Sprachlehrerin empfahl – auch Kafka nahm ihre Dienste in Anspruch: „Judentum, Jugend und Weiblichkeit – für Kafka gleich drei Gründe, Puah mit der größten Sympathie, ja mit dem Blick unverkennbarer Idealisierung zu begegnen.“⁸ Diese Reaktion kommentierte dieselbe viele Jahre später wie folgt:

Er fühlte sich unstreitig von mir angezogen, aber eher von einem Ideal als von dem realen Mädchen, das ich war, und zwar von dem Bild des fernen Jerusalem, über das er mich unentwegt ausfragte und wohin er mich bei meiner Rückkehr begleiten wollte. Er hing sehr an mir, [...] weil ich eine Vertreterin jener Juden war, die nicht mehr in Angst vor Pogromen und Demütigungen leben mußten.⁹

Hier überlagern sich offensichtlich (zionistische) Sehnsüchte, Ideale und Realitäten. Die Jerusalemer Mathematikstudentin Puah wird zu einem lebenden Traumbild umgedeutet, einer „kleine[n] Palästinenserin“¹⁰, deren Erscheinung das Herzl'sche Motto einzulösen scheint: „Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen.“¹¹

2 Kriegerinnen und „Supersabras“

Dieses Bild der Neuen Hebräerin wurde durch die Kämpferinnen der Hagana und Palmach noch verstärkt: Die freie, selbstbewusste Frau trat nun auch als Kriegerin in Erscheinung, die zwar nicht gleichberechtigt, aber doch an der Seite der Männer für ihr Land stritt. Diese Tradition weiblicher Soldaten hat die Perspektive auf die israelische Frau entscheidend geprägt. So fördert der Suchbegriff „Israelin“ im Internet zwei große Themenkomplexe zutage, die letztendlich zu einem einzigen verschmelzen: Frauen in der Armee und Erotika. Dass Israel zu den wenigen Streitkräften weltweit gehört, die einen verpflichtenden Wehrdienst für beide Geschlechter vorsehen und damit über einen Frauenanteil von rund 30

⁷ Stach, Kafka, S. 530.

⁸ Stach, Kafka, S. 531.

⁹ Puah Menczel-Ben Tovim: Ich war Kafkas Hebräischlehrerin. In: „Als Kafka mir entgegenkam ...“ Erinnerungen an Franz Kafka. Hrsg. von Hans-Gerd Koch. Berlin 2005, S. 177–179, hier S. 178; vgl. auch Stach, Kafka, S. 531.

¹⁰ Diese Bezeichnung stammt von Kafka: Stach, Kafka, S. 531.

¹¹ Dieser Satz ist als Motto Theodor Herzls utopischem Roman *Altneuland* (1902) vorangestellt. Vgl. auch Kapitel II der vorliegenden Untersuchung.

Prozent verfügen,¹² ist ein breit diskutiertes und beliebtes publizistisches Thema – insbesondere im Ausland, aber auch in Israel selbst. Allerdings befassen sich die innerisraelischen Debatten meist mit alltäglichen Anlässen oder konkreten Problemen, nur vereinzelt finden sich Einwürfe aus dem (ultra-)orthodoxen Lager, die weibliches Soldatentum generell ablehnen und ein Ende dieser Praxis fordern.¹³

In den deutschen Medien dominiert hingegen eine exotisch-erotische Perspektive auf das Thema. Auch die seriöse Berichterstattung spart nicht mit Fotos von attraktiven Frauen in Kampfanzügen, Bezüge zu Superheldinnen-Figuren sind vor diesem Hintergrund naheliegend. So wurde auch beim Start der Comicverfilmung *Wonderwoman* im Frühsommer 2017 immer wieder darauf hingewiesen, dass die Hauptdarstellerin, das ehemalige israelische Model Gal Gadot, Wehrdienst geleistet habe.¹⁴ Dieser Zusammenhang führte auch zum Verbot des Films u.a. im Libanon und in Tunesien.

Explizit wird die Verbindung von Kriegerinnen und Judentum in dem Begriff der „Total Sabra“ („Supersabra“ in der deutschen Übersetzung), den der amerikanische Autor Jonathan Franzen in seinem 2010 erschienenen Roman *Freedom* verwendet. Ohne auf die Handlung näher eingehen zu können, sei nur kurz auf den Kontext verwiesen: Als Jonathan, der (jüdische) College-Zimmergenosse des Protagonisten Joey, erfährt, dass dieser mütterlicherseits eine jüdische Großmutter hat, halachisch gesehen also selbst jüdisch ist, reagiert er enthusiastisch und erläutert seinem Freund umgehend die Vorteile des Jüdisch-seins:

[Jonathan] „You could immigrate to Israel right now, no questions asked.“

[Joey] „My lifelong dream is fulfilled.“

[Jonathan] „I’m just saying. You could be packing a Desert Eagle [halbautomatische Pistole], or piloting one of those fighter jets, and dating a total sabra.“

12 Abgesehen von Israel sind Frauen in Nordkorea und Eritrea verpflichtet, Militärdienst zu leisten. Für weitere Details zur Zahal (Akronym für Zva haHagana leJisra’el [צְבָא הַהֲגָנָה לְיִשְׂרָאֵל]) vgl. bspw. Uta Klein: Militär und Geschlecht in Israel. Frankfurt a.M. [u.a.] 2001.

13 Bspw. positionierte sich der orthodoxe Rabbiner Igal Levinstein gegen Frauen in der Armee und insbesondere in Kampfseinheiten. Zum Unmut des Rabbiners melden sich, obwohl vom Wehrdienst befreit, jährlich rund 2000 orthodoxe Frauen freiwillig. (Vgl. den taz-Beitrag von Susanne Knaut: „Frauen, heilig und keusch“ vom 8.3.2017: <http://www.taz.de/!5387618/> (8.3.2022))

14 Auch als Schauspielerin wurde Gal Gadot in diesem Zusammenhang entdeckt: 2007 erschien in der US-amerikanischen Zeitschrift *Maxim* eine Fotostrecke mit ehemaligen israelischen Soldatinnen unter dem Titel „The Chosen Ones“.

To illustrate his point, Jonathan opened his laptop and navigated to a site devoted to pictures of bronzed Israeli goddesses with high-caliber bandoliers crisscrossing their naked D-cup chests.¹⁵

In diesem Dialog kulminieren der (spätpubertäre) Wunsch nach Heldentaten, Sex und Waffen in dem Bild der „Total Sabra“, Symbol für die Erfüllung aller Träume – Halacha und Alija werden zur Grundlage eskapistischer Phantasien, zu Garanten eines männlichen Abenteuerlebens fern von den bürgerlichen Normen und Zwängen der amerikanischen Mittel- und Oberschicht.

In deutschen Romanen ist eine so beiläufige Erwähnung – Juden und Judentum gehören nicht zu den zentralen Themen von *Freedom* – kaum denkbar. Sehr wohl möglich ist allerdings eine Fokussierung auf weiblich-israelische Physiognomien: Unter dem Titel *Jewish Girls in Uniform*.¹⁶ *Die einzigen weiblichen Wehrpflichtigen der Welt* (2014) hat der Fotograf Simon Akstinat zahlreiche Fotografien junger Soldatinnen aus verschiedenen Einheiten gesammelt; Text gibt es kaum, auch keine inhaltliche Aussage(n) oder eine Systematik. Stattdessen bedient Akstinat gängige Klischees, betont die Exotik nicht nur des weiblichen Soldatentums, sondern auch von Frauen und (Wehr-)Technik: „Für Ausländer ist eine solche Ansammlung von jungen Frauen, die als Mechanikerinnen schrauben und hämmern ein sehr ungewöhnlicher Anblick.“¹⁷ Der Eindruck einer voyeuristischen Perspektive wird durch erotisch konnotierte (Sub-)Texte verstärkt: „Manchmal wusste ich gar nicht, wohin ich gucken sollte ... eine ist schöner als die andere.“¹⁸ Die Soldatinnen werden nicht über ihre Persönlichkeiten, Aufgaben oder Dienstränge definiert, sondern zu Projektionsflächen männlicher Phantasien reduziert. In Sätzen wie „Models in Uniform – Auf den Modemessen und Laufstegen der Welt findet man nicht so viele Schönheiten wie in dieser Armee“¹⁹ kulminiert die männliche Vorstellung von weiblicher Verfügbarkeit. Die Bildunterschrift „Schmuserei – Hier wird bestimmt mehr gekuschelt als in Männer-Kasernen“²⁰ kommentiert das Bild zweier sich umarmender Soldatinnen und bedient die unreflektierte männliche (Wunsch-)Vorstellung lesbischer Liebe, die durch die Uniformen noch an Reiz gewinnt. Die gezeigten Frauen bleiben – ähnlich wie in der Pornographie – im Objektstatus. So zeigt auch der gesamte

15 Jonathan Franzen: *Freedom*. New York 2010, S. 252.

16 Simon Akstinat: *Jewish Girls in Uniform. Die einzigen weiblichen Wehrpflichtigen der Welt*. Berlin 2014. (Mit dem Titel wird ein deutlicher Bezug zu den populären Filmen *Mädchen in Uniform* (1931, 1958) und deren lesbischer Thematik hergestellt.)

17 Akstinat, *Jewish Girls*, S. 12.

18 Akstinat, *Jewish Girls*, S. 91.

19 Akstinat, *Jewish Girls*, S. 96.

20 Akstinat, *Jewish Girls*, S. 99.

Band keine ältere Frau, keine erfahrene Offizierin, sondern nur (sehr) junge Mädchen. Diese Präsentation von Fotografien ist ein Beispiel für „einen mit der objektivierenden Macht des dominanten ‚männlichen Blicks‘ verbundenen [...] Realismus“²¹. Dass dieses Amalgam erotisch-exotischer Projektionen, das mit dem Orientalismus-Diskurs einen wirkmächtigen Höhepunkt erreicht hatte, nach 1945 reaktiviert, auf israelische Frauen übertragen und damit fast bruchlos fortgeschrieben werden konnte, zeigt eine volkswundliche Publikation von 1958, die sich unter dem Titel *Die Orientalin*, Bestandteil der Reihe *Frauen fremder Völker*, auch mit „der Israelin“ befasst:

Die Frauenwelt in Israel zeigt die verschiedensten Elemente in einem Staatswesen. Dort lebt sowohl die arabische Fellachin, die zum Teil noch in geradezu mittelalterlichen Vorstellungen verharret, und neben ihr die aus Europa eingewanderte Akademikerin.

Man rechnet damit, daß es mindestens noch zwei Lebensalter dauern wird, bis sich aus den verschiedenartigen Frauentypen ein Typ, den man als „die Israelin“ bezeichnen kann, gebildet haben wird.²²

Die beigegefügte Bildtafel zeigt eine junge Frau mit dekorativem Schleier und „orientalisch“ anmutendem Schmuck, eine Lehrerin, wie der Bildunterschrift zu entnehmen ist, und eine Gruppe uniformierter Soldatinnen.

Der Band knüpft damit an das Konzept der Völkerschauen an, die sich insbesondere in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts großer Beliebtheit erfreuten. Die anthropologischen Präsentationen aktivierten und bestätigten Stereotype im Sinne eines kolonialen Othering: „Die Zurschaustellungen schufen keine neuen Bilder vom Fremden, sie waren vielmehr äußerst wirkungsvolle Medien zur Formierung und Verfestigung stereotyper Vorstellungen über fremde Kulturen.“²³ Zu einer „Aktivierung vorhandener Klischeebilder“²⁴ trägt auch Akstinats Bildband mit seinen „anzüglichen Bildunterschriften“²⁵ bei –

21 Linda Williams: Die visuelle und körperliche Lust der Pornographie in bewegten Bildern. Ein kurzer historischer Überblick. In: Die Wiederkehr des Anderen. Interventionen von Elisabeth Bronfen [u.a.]. Hrsg. von Jörg Huber und Alois Martin Müller. Basel [u.a.] 1996, S. 103–128, hier S. 103.

22 Friedrich Burghardt: *Die Orientalin*. Düsseldorf 1958, S. 313.

23 Anne Dreesbach: „Gezähmte Wilde“. Die Zurschaustellung „exotischer“ Menschen in Deutschland 1870–1940. Frankfurt a.M. 2005, S. 14. (Auf dem Münchner Oktoberfest wurde das Konzept der Völkerschauen in den 1950er Jahren reaktiviert. 1959 wurde dort unter dem Motto „Hawaii“ die letzte Schau dieser Art gezeigt. (Vgl. Dreesbach, „Gezähmte Wilde“, S. 306f.))

24 Dreesbach, „Gezähmte Wilde“, S. 14.

25 Fotografie: Frauenquote. Simon Akstinat hat den Alltag israelischer Soldatinnen festgehalten. In: Jüdische Allgemeine vom 27.10.2014: <https://www.juedische-allgemeine.de/israel/frauenquote/> (8.3.2022).



Abb. 1: „Moderne Israelitinnen“. In: Friedrich Burghardt: *Die Orientalin*. Düsseldorf 1958, S. 289.

hier geht es nicht um die differenzierte Dokumentation einer gemischtgeschlechtlichen Armee mit all ihren Herausforderungen und Problemen, im Zentrum steht vielmehr die Bestätigung von Rollenmustern und Geschlechterbildern: Indem kämpfende Frauen zu pornographischen oder mindestens exotistischen Projektionsflächen reduziert werden, findet eine Unterwerfung statt – sie sind wieder kontrollierbar, beherrschbar.

In medialen (Selbst-)Inszenierungen²⁶ fungieren israelische Frauen also als Objekte exotisch-erotischen Interesses, im Vordergrund stehen dabei die jungen weiblichen Wehrdienstleistenden; ihr Judentum scheint hier zunächst nur eine untergeordnete Rolle zu spielen.

²⁶ Bspw. inszenieren sich auf Instagram zahlreiche junge israelische Soldatinnen selbst in erotischen Posen mit und ohne Uniform.

3 Opfer und Agentinnen

Für die folgende Beispielanalyse wurden drei Romane ausgewählt, die einen Zeitraum von knapp 20 Jahren markieren (1993–2014). Die israelischen Protagonistinnen dieser Geschichten sind entweder (in)direkt Opfer des Nationalsozialismus geworden und/oder als Agentinnen von Mossad oder Shin Bet tätig. Und stets üben diese Frauen eine starke Anziehungskraft auf nichtjüdische Männer aus.

So auch Judith Meir, eine Figur aus Heinz-Joachim Fischers Roman *Das Lachen der Wölfin* (1993). Die Handlung ist in Rom angesiedelt, im Vordergrund stehen zwei Mordfälle und zahlreiche vatikanische und römische Intrigen. Judith Meir, die offiziell in der Pressestelle der israelischen Botschaft und inoffiziell als Agentin des israelischen Geheimdienstes arbeitet, ist Enkelin einer deutsch-jüdischen Großmutter (Esther), Tochter einer Sabra (Ruth) und eines palästinensischen Vaters (Ahmed). Da ihre Eltern sehr jung bei einem Autounfall ums Leben gekommen sind, wurde Judith von ihrer Großmutter aufgezogen. Wie die Frauennamen bereits erahnen lassen, ist das Buch von biblischen Konnotationen durchzogen; die Heldinnen des – aus christlicher Sicht – Alten Testaments scheinen hier manchmal die Protagonistinnen des 20. Jahrhunderts ersetzen zu wollen. Auch wenn explizit betont wird, dass Judith Meir nach einer der Frauen Esaus und nicht nach der bekannten Protagonistin des Buches Judit benannt ist,²⁷ wird im Roman explizit auf die Geschichte um den Mord an Holofernes verwiesen:

Gespannt begann Judith zu lesen [...], was ihre Namensvetterin unter dem Assyrierkönig Nabuchodonosor oder Nebukadnezar mit dessen Feldherrn Holofernes vor ihrer Heimatstadt Bethulia getan hatte. [...]

Judith Meir schaute die Pistole an und legte die Bibel weg. Sie fiel in einen unruhigen Schlaf.²⁸

Die biblische Geschichte wird zur Orientierung, zum Leitfaden für ihre nächste Mission. Dennoch ist diese Protagonistin beides: Opfer und Agentin. Die Vertreibungs- und Exilgeschichte ihrer Großmutter Esther verknüpft sie mit der NS-Vergangenheit; Esthers Schicksal hat sie die Deutschen hassen gelehrt. Ihre „zurückhaltende Schönheit, die nicht gefallen will, sondern der man gefallen will“²⁹, wird von ihren Vorgesetzten besonders geschätzt und entsprechend ge-

²⁷ Vgl. Heinz-Joachim Fischer: *Das Lachen der Wölfin*. Reinbek 1995, S. 54f. Eine der Frauen Esaus (Sohn des Isaak) heißt Judit(h) und ist Tochter eines Hetiters (Genesis 26,34). Das Buch Judit(h) hingegen ist ein apokryphes Buch, das nicht zum Tanach gehört.

²⁸ Fischer, *Lachen*, S. 72.

²⁹ Fischer, *Lachen*, S. 96.

nutzt. In Rom verliebt sich Judith wider Willen in einen deutschen Mann, einen Journalisten; gemeinsam decken sie die wirtschaftskriminellen Hintergründe der Mordfälle auf. Ihre Liebe ist freilich zum Scheitern verurteilt, die Geschichte, der Holocaust steht zwischen ihnen:

Hätte er sich nicht eine andere Nation heraussuchen können? Irgendeine unverfängliche? Nein, sie durfte sich keine Schwäche anmerken lassen. Und ihre Liebe war ihre Schwäche. Sie würde sich gegen ihn wehren und ihm nicht erlauben, sie zu gewinnen. Sie nicht! Wehe ihm, wenn er sie zu überwinden trachtete. In Judith wurde alles Alarm und Abwehr. Oder war Angriff noch besser? Eine Judith war eine Judith.³⁰

Diese Judith tötet ihren Geliebten nicht, aber setzt ihn nach vollzogenem Liebesakt außer Gefecht, mit „jene[m] geheime[n] Mittel, das für die Feinde Israels bestimmt war“³¹. Anschließend verlässt sie ihn schweren Herzens, nach Israel kehrt sie nicht zurück, sondern beginnt ein neues Leben in New York. Die Verbindung der biblischen Gestalt mit der Protagonistin des Romans und der Versuch, die Geschichte um den Mord an Holofernes zeitgenössisch zu interpretieren, ist stark konstruiert; der Autor knüpft damit an die positiv geprägte Rezeption biblischer Matriarchinnen in der europäischen Kulturgeschichte an. Entsprechend negativ wird die einzige israelisch-jüdische Männerfigur dieses Romans präsentiert: Mordechai, Judiths Vorgesetzter, bemüht sich nicht, sein über das berufliche weit hinausgehende Interesse an seiner Mitarbeiterin zu verbergen, sein Charakter und seine Arbeitsmethoden bleiben zweifelhaft. Letztendlich entspringt Judiths ‚Flucht‘ nach New York auch dem Wunsch, ihm und damit auch dem Geheimdienst zu entkommen und ein unabhängiges Leben zu führen. Diese Paarung entspricht den tradierten Kontrastierungen seit Christopher Marlowes *Jew of Malta* und Shakespeares *Merchant of Venice*: Das männlich-jüdische Negativstereotyp wird durch eine schöne jüdische Frauengestalt zusätzlich verstärkt. Und auch die israelische Herkunft der Protagonistin evoziert lediglich eine alteritäre Faszination, die mit einer klischeehaften Liebesgeschichte verschmolzen wird, in der der Holocaust zum trennenden Element reduziert wird.

Auch in Asta Scheibs Roman *Diesseits des Mondes* (2007) wird das Leben der Protagonistin Sharon von Vergangenheiten geprägt. Nach dem Tod ihrer Mutter zieht sie von Tel Aviv nach München, um dort einen Neuanfang zu wagen. In Israel hat sie nicht nur die Mutter (Ruth) und lange davor die geliebte Großmutter (Eva), sondern auch ihren Geliebten Abel begraben müssen, den sie seit seinem Tod überall zu sehen glaubt. Eva stammte aus Bad Cannstatt und wurde von ihren

³⁰ Fischer, Lachen, S. 520.

³¹ Fischer, Lachen, S. 524.

Eltern 1933 nach Palästina geschickt, wo sie sich später der Hagana anschloss und einen ebenfalls deutschstämmigen Einwanderer heiratete, der im Unabhängigkeitskrieg 1948 fiel. Auch hier sind es wieder drei Frauengenerationen, die im Mittelpunkt stehen, auch hier ist die Großmutter die Hauptbezugsperson der Enkelin, weil die Mutter – vom Vater wegen einer anderen Frau verlassen – mit dem Kind wenig anfangen konnte. Sharon lernte die deutsche Sprache durch die Großmutter lieben und perfektionierte sie am Goethe-Institut. In München arbeitet sie nun als Tänzerin in einem Nachtclub:

Von der ersten Sekunde ihres Auftritts an war sie mit ihrem Körper und mit der Musik allein. Im Tanz konnte sie sich nach den Straßen und Quartieren Tel Avivs sehnen, nach den Rekruten der Zahal, die ihr überall begegneten, nach Pablos Pizzeria und Mickeys Ice-cream auf der Dizengoffstraße, nach den grauen, weiß gekrönten Wellen des Meeres, das schmutzig war und ewig zugleich. [...] Sharon tanzte sich die Sehnsüchte und unbestimmten Träume duftender Sommerabende in den Felsen des Negev, in den Salzkrusten des Toten Meeres, sie streichelte Schafe im Schatten der Eichen in Hebron, sie sah die Weizenfelder, die Zedern und Zypressen des Jordantals [...] Sie tanzte sich Dattelpalmen und Feigenbäume, glutrote Granatäpfel und grüne Trauben. Sharon holte Jerusalem zum Tanz, die Davidstadt, die in ihren Träumen stets golden in der Sonne lag, eine einzige Verheißung.³²

Sharon ist Israel, mystische Verheißung eines geheimnisvollen Landes. Das ist bereits in ihrem Namen angelegt: Bezeichnung für eine Kaki-Frucht und gleichzeitig für eine fruchtbare Ebene an der israelischen Mittelmeerküste, nach der wiederum die im *Hohelied der Liebe* (Lied der Lieder) erwähnte Rose oder Blume von Scharon benannt ist. Eine naturhaft-mystische Weiblichkeit kennzeichnet diese Frauenfigur: Bald lernt sie einen deutschen Mann kennen, der sie an Abel erinnert, und dem sie sich sofort (körperlich) zugehörig fühlt. Die rauschhafte Liebesgeschichte nimmt eine tragische Wendung, Intrigen und Verrat vermag sie nichts entgegenzusetzen. Sharon verunglückt schließlich beim Fallschirmspringen, an ihrem Kranken- oder Sterbebett – das bleibt unklar – bereut der geliebte Mann und kehrt zu ihr zurück.

Sharon ist eine Opferfigur, doch die harten Prüfungen des Lebens – das schwierige Verhältnis zur Mutter, der abwesende Vater, der Tod des Geliebten – haben ihre Unschuld unberührt gelassen und ihre Schönheit scheinbar noch gesteigert. Ihre Berufswahl (Tabledancer/Striptänzerin) bildet zu dieser Unschuld einen scharfen Kontrast, der die christlich geprägte Vorstellung einer weiblichen Dualität („Hure – Heilige“) aufnimmt. Die Protagonistin selbst bleibt immer im Ungefähren, eine starke Emotionalität verstellt ihr den Blick, lässt sie taumeln; sie ist abhängig von starken Beziehungen, als Kind von der Großmutter, später von

32 Asta Scheib: *Diesseits des Mondes*. München 2007, S. 137f.

ihren Geliebten und Partnern: Die Autorin hat hier eine weibliche Figur geschaffen, der jede Eigenständigkeit fehlt. Dabei verlieren sich die wiederholten Rückbezüge auf den Holocaust ebenso im Ungefähren und Trivialen wie die Protagonistin selbst; sie sind nicht mehr als (scheinbar) unverzichtbare Attribute einer israelisch-deutschen Geschichte.

Sehr viel präziser wird der Themenkomplex „Israelkritik“ behandelt: In München wird Sharon eine israelisch-jüdische Identität zugeschrieben, die jede andere Wahrnehmung überlagert – die Konfrontation mit philosemitischen und antisemitischen sowie antisraelischen Ressentiments prägen fortan ihren Alltag:

Julie sah Sharon herausfordernd an: Ich kapiert auch nicht, was bei euch läuft. Früher, da dachte ich auch, die Juden, das sind verfolgte Unschuldige, wieso lässt man die nicht in Ruhe, irgendwo müssen die doch hin, die brauchen ein Land wie jedes andere Volk auch. [...] Aber den Libanonkrieg, den begreife ich nicht. Den finde ich auch imperialistisch ...³³

Die Geschichte um Sharon legt nahe, dass Israelinnen in Deutschland in besonderem Maße über ihre Herkunft definiert werden. Diese Feststellung deckt sich mit sozialwissenschaftlichen Forschungen,³⁴ gleichzeitig ist eine Entwicklung festzustellen, die Fania Oz-Salzberger – vornehmlich bezogen auf Berlin – als „neue Unnormalität“³⁵ bezeichnet hat und damit die unterschiedlichen Perspektiven beschreibt, mit denen Israelis und Deutsche auf ihre Beziehungen blicken. Diese „Unnormalität“ entspringt nicht zuletzt jenem Spannungsfeld zwischen Deutschland, Israel und dem Holocaust, das Mirna Funk ihre Prot-

33 Scheib, *Diesseits*, S. 204.

34 Die Mischung aus einem emotionalen Philosemitismus, der sich meist auf die „Opfergeschichte“ des Judentums stützt, und einem antizionistisch camouflierten Antisemitismus, der Israel als imperialistische Besatzungsmacht bezeichnet und Völkermord unterstellt, ist in Deutschland virulent. (Vgl. dazu bspw. Lars Rensmann/Klaus Faber: Philosemitismus und Antisemitismus: Reflexionen zu einem ungleichen Begriffspaar. In: *Geliebter Feind – Gehasster Freund. Antisemitismus und Philosemitismus in Geschichte und Gegenwart*. Berlin 2009, S. 73–91.)

35 „For many Israelis of my generation, and for younger ones too, the pain about things German is no longer a matter for the eardrum; it is deeper in the guts. Unlike some German contemporaries, we Israelis are not dealing with the question of ‚normality‘ in our relations with Germany, present and past. Rather, we have developed a new abnormality, *eine neue Unnormalität*.“ (Fania Oz-Salzberger: *Israelis and Germany. A Personal Perspective*. In: *Being Jewish in the 21st Century Germany*. Hrsg. von Haim Fireberg und Olaf Glöckner. Berlin 2015, S. 117–127, hier S. 123.)

agonistin Lola – Autorin und Romanfigur sind „Vaterjüdinnen“³⁶ der dritten (post-Schoah) Generation – wie folgt beschreiben lässt:

Israel würde es in dieser Form nicht geben, hätte der Holocaust nicht stattgefunden, und genau deshalb gibt es auch keine Geschichte Israels ohne den Holocaust. Wer dieses Land beurteilen will, muss auch Deutschland beurteilen, denn ohne Deutschland kein Israel.³⁷

Dieses komplexe Beziehungsgeflecht durchzieht und prägt auf vielfältige Weise die Annäherungen an Israel in der deutschen Literatur. Einen ungewöhnlichen Zugang hat Frank Schätzing gewählt, der sich mit seinem Bestseller *Breaking News* (2014)³⁸ in die Tiefen der israelischen Entstehungs- und Gründungsgeschichte begibt. Er erzählt durch zwei miteinander verknüpfte Handlungsstränge die Geschichte der zionistischen Familien Kahn und Schreinemann/Scharon (der Offizier und spätere Ministerpräsident Ariel Scharon wird in das Romangeschehen einbezogen), die 1929 nach Palästina einwandern, sowie des Kriegsberichterstatters Tom Hagen. Ein großer Teil der Handlung ist in Israel angesiedelt und wird nicht zuletzt von zentralen weiblichen Charakteren geprägt. Die sehr unterschiedlichen israelischen Frauengestalten eint, dass sie alle als starke, aktive, eigenwillige und zumeist auch schöne Pionierinnen und Sabras beschrieben werden. Zwei Frauen sollen hier näher betrachtet werden: Yael Kahn (Ärztin) und Shoshana „Shana“ Cox (Agentin des Schin Bet). In der Beschreibung von Shoshana, einer Frau mit ebenso außergewöhnlichem Äußeren wie Fähigkeiten, spiegelt sich einmal mehr die (männliche) Faszination für (israelische) Kämpferinnen. Shoshanas ‚Entdecker‘ und Mentor, Ricardo Perlman, gehört der Führungsriege des Schin Bet an und stellt sie auf einer Gala den versammelten Diensten vor:

Als er mit ihr im Verteidigungsministerium aufkreuzt, fällt der anwesenden Intelligence wie zu erwarten die Olive aus dem Martini. Ein atemberaubend proportionierter Muskelberg in schulterfreier, eng anliegender Gucci-Robe, Schädel rasiert, zwei Meter mal zwei Meter groß (nachgemessen!), das bekommen sie nicht jeden Tag zu sehen.³⁹

³⁶ Als „Vaterjüdinnen“ werden Töchter jüdischer Väter und nichtjüdischer Mütter bezeichnet, die nach der Halacha nicht als Jüdinnen gelten. (Zum Themenkomplex „Vaterjuden“ vgl. Ruth Zeifert: Nicht ganz koscher. Vaterjuden in Deutschland. Berlin 2017.)

³⁷ Mirna Funk: Winternähe. Frankfurt a.M. 2015, S. 72f.

³⁸ Dass die Lektüre des Romans jeder Ästhetik entbehrt, sei hier immerhin festgestellt. Einen „Verzicht auf sprachliche Ambitionen“ konstatierte Gerhard Matzig in seiner Rezension des Romans in der Süddeutschen Zeitung vom 6.3.2014: www.sueddeutsche.de/kultur/breaking-news-von-frank-schaetzing-das-kann-er-besser-1.1905436 (8.3.2022).

³⁹ Frank Schätzing: *Breaking News*. Köln 2014, S. 290.

Shoshana, eine hochintelligente junge Frau aus schwierigen Verhältnissen, wird zur Kämpferin ausgebildet und für ihren Arbeitgeber schnell unverzichtbar. Mit ihrem Vorgesetzten Perlman verbindet sie mehr als eine Arbeitsbeziehung, und als Shoshana schwer verletzt im Krankenhaus liegt, wird die Dimension der wechselseitigen Zuneigung erkennbar. Wie sich das Verhältnis zwischen dem unscheinbaren kleinen Agenten und der „Kriegerin“ entwickeln wird, bleibt offen. Interessanterweise unterläuft die Figur der Shoshana die Stereotype der schönen jungen Soldatin, ihre gesamte äußere Erscheinung, die ungewöhnliche Größe, der kahle Schädel, der durchtrainierte Körper, ist männlich konnotiert. Das scheint ihre Attraktivität – insbesondere aus der Perspektive von Perlman – jedoch nur zu steigern. Verstärkt wird diese „Queerung“ durch die schüchtern-zarte implizite Liebesgeschichte zwischen Vorgesetztem und Schützling: Normierte Geschlechterrollen und Verhaltensweisen haben hier keine Gültigkeit mehr. Sehr viel konservativer ist hingegen die explizite Liebesgeschichte zwischen Tom Hagen und Yael Kahn: Zwei psychisch gebrochene, traumatisierte Menschen treffen aufeinander, wobei Yael's Äußeres an die literarische Tradition der „schönen (jungen) Jüdin“ anknüpft:

Sie kämmt die nassen Haare zurück. Betrachtet ihr Gesicht im Spiegel, Züge von Rohrschach'scher Ebenmäßigkeit mit hoch liegenden Wangenknochen, große, dunkle Augen unter bogenförmigen Brauen, geschwungene Lippen, kleine, schmale Hakennase.⁴⁰

Gemeinsam schliddern Yael und Tom durch die spannungsgeladene Handlung, arbeiten sich aneinander ab, öffnen sich einander, kommen sich näher und entfernen sich wieder – alles vor israelisch-palästinensischen Landschaften. Hier wird ein (wenig überraschendes) „Happy End“ angedeutet. In der Figur der jungen Ärztin Yael Kahn spiegelt sich überzeugend die Geschichte einer israelischen Gründungsfamilie, die in diesem Roman mit all ihren Widersprüchen und Brüchen ausgebreitet und diskutiert wird.

Die hohen Ambitionen des Autors münden zwar nicht in einem ästhetischen, aber in einem komplexen Text, das zeigt sich insbesondere in den Frauenfiguren, die zwar einerseits bestimmte Stereotype aufzurufen scheinen – Gründungsmütter und Pionierinnen sind ebenso vorhanden wie eben Kriegerinnen/Agentinnen und „schöne Jüdinnen“ – diese aber in Teilen auch demontieren. Die Figuren entwickeln damit ein Eigenleben, in dem sich ein Stück weiblich-israelischer Geschichte verdichtet.

⁴⁰ Schätzing, *Breaking News*, S. 675.

4 „Neue Unnormalität“

So rar Bezüge zu Israel in der deutschen Literatur nichtjüdischer Provenienz sind, so häufig sind sie in den Beiträgen von Schriftsteller:innen der dritten Generation zu finden. Diese Gruppe – so sie denn als solche bezeichnet werden kann – ist seit den 1990er Jahren, also seit dem Zuzug der so genannten Kontingentflüchtlinge, deutlich angewachsen. Heute machen diese aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion stammenden Zuwanderer:innen 90 Prozent der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland aus, die inzwischen die drittgrößte Europas ist⁴¹ – ebenso wie in Bezug auf das deutsch-israelische Verhältnis wird auch dieser Umstand gerne als neue deutsch-jüdische Normalität angeführt. Aber die Vielfalt, die seit der deutschen Wiedervereinigung insbesondere in Großstädten wie Berlin entstanden ist, ist eben keine Fortsetzung einer deutsch-jüdischen Vergangenheit. Vielmehr ist vor diesem Hintergrund ein neues Selbstverständnis entstanden, dass sich von jenem bipolaren Paradigma entfernt hat, an dessen Stelle sind so genannte Bindestrich-Identitäten getreten, die

nicht einfach auf zwei ursprüngliche, abgegrenzte Kulturen zurückführbar sind, sondern sich aus neuen vielfältig verknüpften und vermischten kulturellen Konstellationen zusammensetzen. Die Betonung liegt also auf dem Bindestrich, dem Raum dazwischen, in dem sich kulturelle Identitäten in ihrer Begegnung gegenseitig verändern, sich jedoch nicht vollkommen auflösen, sondern ihre Differenz(en) bewahren.⁴²

Dieser Zwischenraum beinhaltet nicht nur Herkunft, Sprachen und Religionen, sondern auch Physiognomien, Geschlechterzuordnungen (bzw. -dekonstruktionen) und Selbstverortungen. Wenn Max Czollek in seiner Streitschrift *Desintegriert Euch!* auf den Facettenreichtum jüdischen Lebens in Deutschland verweist, betont er gleichzeitig, dass dadurch ein tradiertes Konzept aufgebrochen und hinterfragt wird:

Auch viele meiner jüdischen Freund*innen sind in den letzten Jahren aus der ganzen Welt nach Deutschland gezogen. Einige von ihnen haben keine familiäre Verbindung zur Shoah.

41 Vgl. „Jüdische Gemeinschaft in Deutschland“. In: <https://www.bmi.bund.de/DE/themen/heimat-integration/staat-und-religion/juedische-gemeinschaft/juedische-gemeinschaft-node.html> (8.3.2022). Insgesamt kamen seit 1990 rund 215.000 so genannte Kontingentflüchtlinge nach Deutschland. REMID gibt die Zahl der in den Gemeinden organisierten Juden mit 97.791 und der ohne Gemeindezugehörigkeit mit 90.000 an: „Mitgliederzahlen: Judentum“: https://www.remid.de/info_zahlen/judentum/ (8.3.2022).

42 Astrid Schmetterling: Biographien jüdischer Frauen: Zur Aktualität Charlotte Salomons. In: Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung 9, 17 (2015), S. 1–5, hier S. 3: http://www.medaon.de/pdf/medaon_17_Schmetterling.pdf (8.3.2022).

Gott sei Dank. Sie können auch nicht alle Klarinette spielen. Oder Geige. Stattdessen bringen sie Geschichten mit, die den Erwartungen der jüdischen und nichtjüdischen Öffentlichkeit nicht entsprechen. Die damit einhergehende Vielfalt jüdischer Geschichten kann die anhaltend hohe Nachfrage nach ganz bestimmten Judenfiguren kaum decken. Uns allen sind für diese Vielfalt noch keine Ohren gewachsen. Das gilt auch für die jüdischen Institutionen in diesem Land, die ihre Rollen im Gedächtnistheater nur zögerlich reflektieren oder gar verändern wollen.⁴³

Das provokante Offenlegen von Erwartungshaltungen bricht mit dem stillschweigenden Konsens einer Rollenaufteilung, die nicht nur mit der NS-Vergangenheit zu tun hat, die angesichts einer wachsenden jüdischen Gemeinschaft in Deutschland gerne als „bewältigt“ angesehen wird, sondern auch mit dem Konstrukt des „christlich-jüdischen Abendlandes“. Dieser Begriff, der insbesondere in konservativen und rechten Kreisen zirkuliert, suggeriert Inklusion, meint aber Exklusion, insbesondere eine Ausgrenzung des Islam. Dagegen positionieren sich Autorinnen und Autoren wie eben Max Czollek, der auch einen Beitrag für den aktuellen Sammelband *Eure Heimat ist unser Albtraum*⁴⁴ verfasst hat, in dem zwölf deutschsprachige Autor:innen gegen Etikettierungen und Vereinnahmungen gleichermaßen anschreiben. Diese Publikation ist ein wirkmächtiges Beispiel für literarische Verbindungslinien, die über kulturelle, religiöse und ethnische Grenzen buchstäblich hinwegschreiben.

Dieser Zugang wird auch in der Erzählliteratur von Autorinnen und Autoren der dritten Generation deutlich, sie beschränken sich nicht auf binäre Schemata, sondern stellen die Frage nach Zugehörigkeit/en auf verschiedenen Ebenen. Wie prägend dabei die individuellen und kollektiven Vergangenheiten sind, bringt Mirna Funk mit Bezug auf den Titel des ersten Bandes von Art Spiegelmans berühmtem Comic *Maus* („My Father Bleeds History“) auf den Punkt: „Aus jedem Menschen blutet die eigene Vergangenheit und manchmal sogar die Weltvergangenheit. Jede Geste, jede Handlung war Teil dieser Vergangenheit.“⁴⁵ „Schlussstrich“ und „Normalität“ werden vor diesem Hintergrund einmal mehr als sinnentleerte Worthülsen entlarvt.

Abschließend sollen diese Beobachtungen an der zentralen israelischen Frauenfigur in Olga Grjasnowas Roman *Der Russe ist einer, der Birken liebt* (2012), verdeutlicht werden. Die Autorin ist 1996 gemeinsam mit ihren Eltern aus Aserbaidshan nach Deutschland migriert und hat mit dem oben genannten Roman ihr Erstlingswerk vorgelegt.

⁴³ Max Czollek: *Desintegriert Euch!* München 2018, S. 9.

⁴⁴ *Eure Heimat ist unser Albtraum*. Hrsg. von Fatma Aydemir und Hengameh Yaghoobifarah. Berlin 2019.

⁴⁵ Funk, *Winternähe*, S. 151.

Auch Maria „Masha“ Kogan, die Protagonistin und Ich-Erzählerin, musste Aserbajdschan gemeinsam mit ihren Eltern verlassen; als Kind erlebte sie das Pogrom gegen die armenische Minderheit in Baku (Januar 1990). Der Roman reflektiert diese Erfahrungen in Rückblicken, in der Handlungsgegenwart muss sich Masha, inzwischen als Dolmetscherin in Frankfurt am Main tätig, mit dem Tod ihres Lebenspartners Elias auseinandersetzen, der an den Folgen eines Sportunfalls stirbt. Die Kontrolle über ihr Leben entgleitet ihr zeitweise vollständig, schließlich verlässt sie Deutschland, um ein neues Leben in Tel Aviv zu beginnen. Bereits ihre Ankunft gerät zur Farce: Sie wird am Flughafen als Verdächtige befragt, weil sie Arabisch und kein Hebräisch spricht, ihr Laptop wird aus Sicherheitsgründen zerstört. Nach einer kurzen Zeit bei ihrer Verwandtschaft (ihre Tante und ihre Cousins sind in den 1990er Jahren von Aserbajdschan nach Israel ausgewandert), beginnt sie als Übersetzerin für Französisch und Arabisch bei einer kleinen Menschenrechtsorganisation zu arbeiten. Sie geht eine Beziehung mit Tal ein, der Schwester eines ehemaligen Liebhabers, in der sie ein Alter Ego zu erkennen glaubt:

Sie [Tal] hatte lange dunkelblonde Locken und grünbraune Augen, die mich an Schleifpapier erinnerten. In ihrem Gesicht sah ich außerdem etwas, das auch in meinem war, und es war nichts Gutes.⁴⁶

[...]

Auf ihren [Tals] Schulterblättern waren zwei große Vögel eintätowiert, schwarz und scharf gestochen. Es hätten Amseln oder Blaukehlchen sein können. Ihre Haare hatte sie zu einem Dutt zusammengebunden, so dass auch ihre Tätowierung im Nacken sichtbar war – vier winzige hebräische Buchstaben nebeneinander: Aleph, He, Beth, He. Ahava. Liebe.⁴⁷

Liebe, „Heimat“, Zugehörigkeit – in diesen drei Begriffen spiegelt sich Mashas Suche, doch ihre Hoffnung, in der Beziehung zu Tal anzukommen, erfüllt sich nicht. Die tiefen Verletzungen beider Frauen lassen sie zwar zusammenfinden, doch sie machen eine Überwindung der individuellen Einsamkeit unmöglich; vielmehr tritt diese nun umso offener zutage. Tal war während ihres Militärdienstes Mitglied einer Spezialeinheit, verließ die Armee aber vorzeitig aufgrund traumatischer Erfahrungen. Sie floh nach Indien, betäubte sich mit Drogen und Sex, und wurde schließlich von einer Hilfsorganisation nach Israel zurückgebracht. Dort engagiert sie sich für den Friedensprozess und versucht gleichzeitig vor ihren Erinnerungen zu fliehen. Verbunden über Trauma und Verdrängung taumeln die beiden Frauen in eine ebenso leidenschaftliche wie destruktive Beziehung:

⁴⁶ Olga Grjasnowa: *Der Russe ist einer, der Birken liebt*. München 2013, S. 187.

⁴⁷ Grjasnowa, *Der Russe*, S. 203.

Ihre Besuche kündigte sie [Tal] nicht an, manchmal klingelte sie mitten in der Nacht an meiner Tür, manchmal besuchte sie mich im Büro. Sie hatte zwei Perserkatzen. Es waren große und faule Tiere, überfüttert und mit verfilztem Fell. Tal kümmerte sich phasenweise um sie. Wenn sie eine gute Phase hatte, bürstete sie eine der Katzen, niemals beide, füllte die Näpfe mit Katzendelikatessen und nahm die Tiere permanent auf ihren Schoß. Wenn Tal jedoch eine ihrer schwierigen Phasen hatte, bekamen die Tiere tagelang kein Futter. Mich behandelte sie wie ihre Katzen, mal überschwänglich liebevoll, mal kalt. Wir beide wussten, was Krieg bedeutete und wie es war, jemanden sterben zu sehen. Jemanden sterben zu lassen. Meine Albträume wurden zu Tagträumen. Wenn ich übersetzte oder meinen Orangensaft trank, sah ich den hellblauen Stoff, der sich langsam mit Blut tränkte, und die Blutlache auf dem Asphalt. Ich konnte meine Hand nach ihr ausstrecken. Ich konnte sie berühren. Ich hörte die Stimmen ihrer Mörder. Immer deutlicher. Die meisten Gewehrläufe, die ich sah, waren real.⁴⁸

Während eines Pogroms, den Masha als Kind in Aserbaidtschan miterleben musste, wurde eine junge Frau in einem hellblauen Kleid ermordet, ihr Blut durchtränkte die Schuhe des kleinen Mädchens. In Israel erlebt Masha nun eine Gesellschaft, die von existentiellen Bedrohungen und alltäglicher (militärischer) Gewalt geprägt ist, und diese Erfahrung führt zu einer schleichenden Re-Traumatisierung. Gleichzeitig führt sie einen Kampf um Tals Liebe und damit um Zugehörigkeit, um „Heimat“. Auf diese Weise verschmelzen Mashas Beziehung zu Tal und zu Israel; beide sind Projektionsflächen ihrer eigenen (unerfüllbaren) Bedürfnisse und Wünsche:

Sie weigerte sich hartnäckig, mich zu lieben. Das machte mir nichts aus, ich verstand nur nicht, warum das so war. Tal sagte, dass sie nichts von Beziehungen halte, schon gar nichts von romantischen Zweierbeziehungen. Wenn sie mir etwas Unangenehmes mitteilen wollte, leitete sie ihre Sätze stets mit *Motek* oder *Mummy* ein, was auf Hebräisch Schatz heißt, und so hörte ich fast jeden Tag: „Schatz, ich liebe dich nicht“ oder: „Mummy, ich habe keine Lust, dich heute zu sehen.“ Andererseits war sie noch da. Hier bei mir.⁴⁹

Diese Wechselwirkung von Intimität und Zurückweisung kennzeichnet auch Mashas Beziehung zu Israel. Auch in Israel bleibt Masha letztendlich fremd, unzugehörig: „Das Konzept der Nation erweist sich als unzuverlässiger und defizitärer Parameter der Identitätskonzeption, sie findet keine Heimat, weder in Aserbaidtschan noch in Deutschland oder Israel.“⁵⁰ Gleichzeitig suggeriert „Heimat“ für die Protagonistin keine Zugehörigkeit, sondern Bedrohung („[...] der

⁴⁸ Grjasnowa, *Der Russe*, S. 198f.

⁴⁹ Grjasnowa, *Der Russe*, S. 233.

⁵⁰ Paula Wójcik: Identität in Transgression – Olga Grjasnowas „Der Russe ist einer, der Birken liebt“. In: *Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung*, 9, 16 (2015), S. 1–12, hier S. 5: http://www.medaon.de/pdf/medaon_16_Wojcik.pdf (8.3.2022).

Begriff Heimat implizierte für mich stets den Pogrom. Wonach ich mich sehnte, waren vertraute Menschen [...]“⁵¹ und Fremdheit, Alterität – als exkludierendes Konzept haben sie und ihr „hybrider“ Freundeskreis es in Deutschland erfahren: „[...] ein Ende des Othering, der manifesten und der latenten Stigmatisierung, die Einwanderer und ihre Nachkommen erfahren, [ist] ohne die Dekonstruktion des Heimatbegriffs nicht zu haben.“⁵² Am Ende findet die Protagonistin weder in Israel noch in Tal die erhoffte Zugehörigkeit; es bleibt das diasporische, ahasverische Judentum, dem eine transgressive Lebensform eingeschrieben zu sein scheint.

5 Zwischenfazit

In den literarischen Israelinnen leben alte Zuschreibungen neu auf, „Orientalinnen“ und „Kämpferinnen“ verschmelzen zu exotisch-erotischen Wunsch- und Angstbildern,⁵³ modernen Femmes fatales. Aus ihnen spricht das Bedürfnis nach Vereindeutigung, aber auch nach Beherrschbarkeit: Gerade diese Frauenfiguren werden als Repräsentantinnen Israels beschrieben, sie verkörpern diesen Staat und werden damit einerseits zu Zielscheiben philo- und antisemitischer (männlicher) Phantasien. Andererseits spiegelt sich in ihnen der Traum von einem freien, selbstbewussten Judentum, das sich ohne Repressionen innerhalb eines eigenen Territoriums entfalten kann. Die realen Begebenheiten sehen freilich anders aus, das wird insbesondere in der aktuellen Literatur immer wieder thematisiert: Gewalterfahrung und (Re-)Traumatisierung sind der Preis für die „freie Israelin“; Brüche bleiben auch für diese Generation kennzeichnend.

51 Grjasnowa, *Der Russe*, S. 203.

52 Stephan Braese: Auf dem Rothschild-Boulevard: Olga Grjasnowas Roman *Der Russe ist einer, der Birken liebt* und die deutsch-jüdische Literatur. In: *GegenwartsLiteratur*. Ein germanistisches Jahrbuch. Hrsg. von Paul Michael Lützeler, Erin McGlothlin und Jennifer Kapczynski. Tübingen 2014, S. 275–297, hier S. 295.

53 Vgl. Sigrid Weigel: Jüdische Kultur und Weiblichkeit in der Moderne: Zur Einführung. In: *Jüdische Kultur und Weiblichkeit in der Moderne*. Hrsg. von Inge Stephan, Sabine Schilling, Sigrid Weigel. Köln [u.a.] 1994, S. 1–8, hier S. 1.